

PSYCHOTHERAPEUT/PSYCHOTHERAPEUTIN PERSON – PERSÖNLICHKEIT – FUNKTION *

PSYCHOTHERAPISTS – PERSON, PERSONALITY, FUNCTION

Horst Kächele

Zusammenfassung

Die Tätigkeit des Psychotherapeuten ist eine sehr personen- gebundene Form des Handelns. Einige der systematisch auf- bereiteten Befunde, die früher aus der Flut von Einzelergeb- nissen herausgestellt wurden, müssen aufgrund der neuen Datenlage revidiert werden. Es hat sich jedoch bewährt, einer- seits zwischen situationsübergreifenden und therapiespezi- fischen Merkmalen und andererseits zwischen relativ gut objektivierbaren und nur subjektiv erschließbaren Merkma- len zu differenzieren.

Schlüsselwort Therapeutenmerkmale

Summary

The psychotherapist's involvement in therapy should be regarded as a patient-related action. Some findings reviewed in earlier meta-analytic overviews have to be revised based on recent data. However, it still makes sense to differentiate between situation-independent and therapy-specific features and distinguish objectively codable features from those that may be inferred subjectively.

Keywords therapists' features

Die Tätigkeit des Psychotherapeuten ist eine sehr personen- gebundene Form des Handelns. In welchem Ausmaß sind die Persönlichkeit des Therapeuten oder seine persönlichen er- worbenen Fähigkeiten für das Geschick des therapeutischen Prozesses bestimmend? Hierbei dürften sich sehr unterschied- liche Meinungen finden lassen. In einem früheren Beitrag zur Persönlichkeit des Psychotherapeuten (Kächele, 1992) verwies ich auf L. Krasners (1962) Kennzeichnung des Psy- chotherapeuten als „social reinforcement machine“, als so- ziale Bekräftigungsmaschine. Diesem stellte ich J. Franks (1973) historisch fundierte Perspektive des Psychotherapeu- ten als eines gesellschaftlich designierten Heilers zur Seite. Diese beiden extremen Standpunkte formulieren treffend, dass

die eine Position den technokratischen Aspekt des psycho- therapeutischen Handelns maximiert und die andere den ex- trem personengebundenen Standpunkt des von seiner Rolle im kulturellen Kontext überzeugten Helfers radikalisiert.

Der aktualisierte Stand der Forschung zu diesem brennenden Fragenkomplex, wie er in der 5. Auflage des renommierten „Handbook of Psychotherapy and Behavior Change“ (Lam- bert, 2003) erneut von Larry Beutler und Mitarbeitern (2003) bearbeitet wurde, revidiert einige der systematisch aufberei- teten Befunde, die diese in der 3. und 4. Auflage (Beutler et al., 1986, 1994) aus der Flut von Einzelergebnissen herausge- stellt hatten.

Hilfreich für die Einordnung der Befunde bleibt nach wie vor ihr konzeptuelles Schema von 1994:

Objektive Kennzeichen

Situationsüber- greifende Züge (TRAITS)	Alter Geschlecht Ethnizität	Professioneller Hintergrund Therapeutischer Stil	Therapie- spezifische Zustände (STATES)
	Persönlichkeit Wohlbefinden Werte, Haltungen Kulturelle Sicht	Therapeutische Beziehung Erwartungen Therapeutische Orientierung	
Subjektive Kennzeichen			

* Vortrag auf dem 5. Internationalen Kongress über Theorie und Therapie von Persönlichkeitsstörungen in München, 15.7.06.

Das zweidimensionale Schema unterscheidet einerseits situationsübergreifende von therapiespezifischen Merkmalen, und andererseits wird zwischen relativ gut objektivierbaren und nur subjektiv erschließbaren Merkmalen differenziert. Alter, Geschlecht und Ethnizität sind persönliche, gut feststellbare Trait-Charakteristika von Therapeuten; Persönlichkeit und deren allgemeines Wohlbefinden sowie Werte und Haltungen und kulturelle Sichtweisen werden als stabile, aber nur durch Befragung ermittelbare subjektive Merkmale gefasst. Hingegen werden die professionelle Zugehörigkeit (Psychiater, Psychologe, Sozialarbeiter, Berater) und der therapeutische Stil als therapiespezifische, jedoch gut objektivierbare Merkmale klassifiziert; kennzeichnend für den subjektiven Bereich sind z.B. das Konzept der therapeutischen Beziehung – soweit der Therapeut gefragt ist –, Erwartungsmuster und die therapeutische Orientierung als therapiespezifische State-Kennzeichen verortet.

Aus diesem, wie es sich für einen Handbuchbeitrag gehört, gründlichen Beitrag von Beutler et al. (2003) sollen einige der neueren Gesichtspunkte vorwiegend zu den objektiven Kennzeichen berichtet werden, um damit der jeweiligen persönlichen Auffassung einer klinischen Leserschaft einen forschungsorientierten Blickwinkel zur Verfügung zu stellen. Damit soll auch unterstrichen werden, dass m. E. der Kliniker sich über Forschungsergebnisse informieren soll und doch für sich jeweils zu prüfen hat, welchen Stellenwert er oder sie den immer neuen Befunden einzuräumen gedenkt. Eine präskriptive Forschung, wie sie in verbindlichen Leitlinien ihren Niederschlag findet, dürfte sich selbst kaum als „evidenzbasiert“ belegen lassen. Leitlinien sind Empfehlungen, die wie Wegweiser funktionieren. Nur wer sagt, welchem Wegweiser man folgen soll (Wittgenstein, 1960)?

Am Beginn der systematischen Therapieforchung in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts bestand weithin die Überzeugung, dass es beachtliche Einflussfaktoren gibt, die in der Person des Therapeuten verankert sind.¹ Die Bemühungen, diese Annahme weiterzuerfolgen, haben sich in den beiden letzten Dekaden unter dem Einfluss der randomisierten klinischen Studien dramatisch abgeschwächt. Deren Erkenntnisinteresse ist ganz auf die Prüfung der experimentellen Wirksamkeit (efficacy) von Methoden gerichtet und lässt wenig Aufmerksamkeit für die konkreten Personen übrig, die in solchen Studien als Therapeuten fungieren. Ironischerweise hat diese Forschungsrichtung bisher noch davor zurückgeschreckt, auch die Therapeuten als beliebig verfügbare „Subjekte“ zu randomisieren, um dem Ideal der Doppelt-Blind-Studien noch einen Schritt näher zu kommen.

Diese Forderung ist weit weniger utopisch, als es zunächst den Anschein hat. Bei einer randomisiert-kontrollierten Therapiestudie muss nämlich entschieden werden, ob bei dem Vergleich zweier Methoden derselbe Therapeut die verschiedenen Verfahren realisieren soll oder ob es zweckmäßiger ist, jeweils verschiedene Therapeuten für die Methoden einzusetzen, mit denen sie identifiziert sind. Damit wird allerdings ab ovo ein Einfluss des Therapeuten eingeführt, der der Logik dieser Studien widerspricht; denn diese konzipieren den

Einfluss des Therapeuten als Quelle von Irrtum und nicht als Spezifikum. Aber Fakt ist, Variabilität von Therapeuten und Patienten als Teilnehmer von Therapiestudien ist eher die Regel als die Ausnahme (Beutler et al., 2003, S. 227). Deshalb ist die detaillierte Untersuchung von personengebundenen Einflussfaktoren nach wie vor eine wichtige Aufgabe.

Das Alter oder vielmehr die Altersähnlichkeit eines Therapeuten mit seinen Klienten ist bedeutsam für den Therapieausgang. Da jedoch mit dem Alter des Therapeuten in der Regel auch die klinische Erfahrung wächst, sind Altersähnlichkeit und Zunahme der Erfahrung methodisch nur schwer voneinander zu trennen. Immerhin deuten die Studien, die Alter und Erfahrung getrennt analysiert haben, darauf hin, dass Therapeuten, die mehr als zehn Jahre jünger als ihre Klienten sind, für diese nicht gerade die beste Wahl sein dürften, wie Beck (1988) an einer großen Stichprobe von 250 Therapeuten und ihren 1500 Klienten gezeigt hat.

Man hört in klinischen Konferenzen oft die Ansicht, dem Geschlecht des Therapeuten komme eine große Bedeutung für den Ausgang einer Behandlung zu. Besonders ausgeprägt findet sich diese Überzeugung bei Krankheitsbildern, die eine Gender-Prägung aufweisen (z.B. Essstörungen). Doch zeigt die neuere Literatur noch weniger als früher angenommen einen direkten Einfluss des Geschlechts. Bowman et al. (2001) haben die Befunde aus 58 Studien zusammengefasst und fanden einen zwar signifikanten, aber numerisch kleinen Effekt (ES $d = 0.04$) für das weibliche Geschlecht. Auch die von Beutler et al. (1994) noch geäußerte Vermutung, dass sich ein Einfluss bei gleichgeschlechtlicher Passung zeigen könnte, hat sich so nicht aufrechterhalten lassen. Diese Abschwächung der Befundlage ist deshalb von Interesse, weil sich bei Klinikern immer deutlicher das Gefühl ausbreitet, dass „die Chemie stimmen muss, dass „auf jeden Topf ein Deckel passen kann“. Möglicherweise sind relevante Parameter noch nicht ins Blickfeld der Forschung gekommen, wie Stimme, soziale Attraktivität usw. Es könnte lohnend sein, hiernach Klinikern zu befragen, auch wenn das nicht geringe Risiko besteht, dass nur sozialpsychologisch aufklärbare Attributionsprozesse identifiziert werden (s. d. Nisbett und Wilson, 1977). Denkbar ist auch, dass solche Interferenzprozesse nur bei spezifischer Fragestellung aufscheinen, wie erst jüngst von Ogradniczuk (2006) aufgezeigt. Bei Reanalysen der Daten der erfolgreichen Vancouver-Gruppe von Piper konnte Ogradniczuk zeigen, dass Frauen bei Förderung ihrer sozialen Kompetenz durch Unterstützung und Männer durch Förderung ihrer exprimierten Emotionalität profitierten. Ein Gender-Thema, das mit der Abkürzung GLB (Gay, Lesbian, Bi-Sexual) in den USA auch in der Therapieforchung randständig ist, obwohl *political correctness* eine angemessene Aufmerksamkeit erfordern würde, hat bei uns noch wenig Therapie-Forschungs-Interesse auf sich gezogen.²

Das sog. Matching von Therapeut und Patient liefert am ehesten bei ethnischen Zugehörigkeiten (Asian-Americans, Afro-Americans) schwache Zusammenhänge zur Stabilisierung einer Therapiebeziehung (d.h. Reduzierung von Drop-outs;

¹ Zum Beispiel der A-B-Typologie von Betz u. Whitehorn bei der Behandlung schizophrener Patienten (Betz, 1962).

² Verdienstvoll sind natürlich die an einzelnen Brennpunkten (Berlin, Ruhrgebiet) realisierten Angebote, wie z. B. für türkische Patientinnen; als extensives Forschungsthema hat sich diese Aktivität noch nicht durchsetzen können.

Beutler et al., 2003, S. 234). Die Bedeutung der Passung in der psychoanalytischen Therapie ist immerhin von Kantrowitz et al. (1989) am Beispiel von 13 Behandlungen untersucht worden. Allerdings wurde bisher wenig deutlich, welche aus der möglichen Vielfalt von Variablen hier prädiktive Kraft entfalten. Nachträgliche Analysen von geglückten Matchings stimmen zwar den Betrachter glücklich, lassen aber doch vieles offen.

Berufspolitisch brisant, weil mit der Wiederentdeckung der Psychotherapie durch die Psychiatrie, der Einführung eines Facharztes für psychosomatische Medizin und Psychotherapie und der Etablierung eines Berufsstandes des psychologischen Psychotherapeuten das Gebiet der Psychotherapie einen ungeahnten Aufschwung genommen hat (Kächele, 2005), ist die wenig untersuchte Frage, ob sich systematische, ergebnisrelevante Kompetenzunterschiede zwischen den verschiedenen Berufsgruppen identifizieren lassen.

Die erste umfassende Meta-Analyse von Smith et al. (1980) fand im Vergleich mit Psychiatern einen leichten Unterschied zugunsten der Psychologen (ES $r = 0.28$). Die bei uns auch viel zitierte Consumer Reports Studie³ (Seligman, 1995) legte das Urteil über Kompetenz der therapeutischen Professionen in die Hände der Konsumenten. Psychologen und Psychiater wurden als gleich hilfreich bewertet; Sozialarbeiter wurden noch besser bewertet, während Ehe- und Familienberater wenig kompetent erschienen. Die Rezeption dieser Studie in deutschsprachigen Ländern unterstrich mehr die Relevanz der Studie für Dosis-Effekt-Aspekte (Hutterer, 1996). Die deutsche Replikation dieses Ansatzes (Hartmann und Zepf, 2003) fokussierte auf den Vergleich von Therapiemethoden und machte keine Angaben zur beruflichen Qualität der Leistungserbringer.

Für und wider Manualisierung

Interessanter und bedeutsamer als die professionelle Zuordnung eines Therapeuten ist angesichts der unübersehbaren Entwicklung zu störungsspezifischen Therapieformen die Frage, ob eine spezifische Schulung die therapeutische Effektivität des einzelnen Therapeuten verbessert.

Schon länger ist bekannt, dass sich in systematisch angelegten kontrollierten Studien erhebliche Divergenzen in der Effektivität einzelner Therapeuten finden lassen. Crits-Christoph et al. (1991) berichten von im Mittel 12% Varianzanteil für Therapeuteneffekte bei einer Streuung von 50 - 0%. In einer meta-analytisch angelegten Auswertungsstudie wurde geprüft, welche Faktoren für solche Effekte verantwortlich sein könnten.

Untersucht wurden

- der Gebrauch eines Therapiemanuals
- der Grad therapeutischer Expertise
- die Dauer der Behandlung
- die Art der Behandlung
(psychodynamisch vs. kognitiv-behavioral)

Zur Prüfung der Hypothesen wurden die Daten aus 15 vergleichenden Studien herangezogen. Das Ergebnis lässt sich

auf die bündige Formel bringen, dass die Verwendung eines Therapiemanuals und der Grad der Therapeuten-Expertise die Variabilität zwischen Therapeuten deutlich verringern. Im Duktus der hier geführten Argumentation lässt sich dieses abstrakte Ergebnis als deutliches Plädoyer für ein Mehr an kognitiver Unterweisung, d.h. Supervision lesen und für ein Mehr an klinischer Erfahrung. Alle Bemühungen um die "Persönlichkeit" des guten Therapeuten laufen darauf hinaus, dass es nichts Besseres für den Neuling gibt, als sich möglichst viel klinische, patientenbezogene Erfahrung anzueignen. In dem Maße, wie kognitive Orientierung verfügbar wird, ein therapiestrategisches Wissen internalisiert wird, findet psychotherapeutische Beeinflussung erst an den Möglichkeiten des Patienten ihre Grenze.

Die Evidenz, dass der Gebrauch von Behandlungsmanualen tatsächlich eine Verbesserung der Ergebnisse zeitigt, ist jedoch alles anders als gesichert. Im deutschen Sprachraum propagiert Schulte zwar gern die Überlegenheit von standardisierter gegenüber maßgeschneiderter Behandlung bei phobischen Patienten (Schulte et al., 1992); eine holländische kognitiv-behavioral ausgerichtete Gruppe hingegen belegte einen negativen Effekt der Manualisierung bei Zwangsstörungen, sowohl auf Symptomniveau wie auch auf allgemeinem Funktionsniveau (Emmelkamp et al., 1994).

Von den neueren Studien zu Vor- und Nachteilen der Manualisierung ist nun besonders die von Bein et al. (2000) bemerkenswert. Diese Studie stammt aus dem Vanderbilt-II-Projekt, das Hans H. Strupp⁴ durchführte, dessen Kurztherapiemodell auch in der BRD zu den etablierten Lehrbüchern der Psychotherapie gezählt werden kann (Strupp und Binder, 1992). Der Vergleich von gleichermaßen erfahrenen Psychotherapeuten mit oder ohne explizite Schulung in manualisierter Therapie ergab keine bedeutsamen Unterschiede. Diese Beobachtung bestätigt zugleich die schon 1985 veröffentlichten Befunde der „Penn Psychotherapy Research“-Gruppe um Luborsky, dass „der Psychotherapeut selbst erhebliche Relevanz“ hat (Luborsky et al., 1985). Schulung allein bürgt noch lange nicht für Expertise (Beutler, 1997). In den Studien der Penn-Gruppe in Philadelphia zeigen manche Therapeuten Kompetenzen im Umgang mit einem bestimmten Patiententyp, andere weisen hingegen eine breite Palette der therapeutischen Kompetenz auf (Luborsky et al., 1997).

Dass dies nicht nur für psychodynamische Therapien gelten muss, ergibt eine Reanalyse der „Multi-Center Collaborative Study for the Treatment of Panic Disorder“ aus der kognitiv-behavioralen Gruppe von Barlow (Hupert et al., 2001). Diese Studie förderte noch stärkere Effekte der therapeutischen Erfahrung zu Tage, als sie für das NIMH-Projekt zur Behandlung der Depression von Blatt et al. (1996) oder von Luborsky et al. (1997) in den Penn-Studien identifiziert werden konnten. Überraschend hohe Effektstärken bis zu $r = 0.72$ für die allgemeine therapeutische Erfahrung in ihrer Auswirkung auf das Angstniveau der Patienten und nur geringe Effekte des Ausmaßes, mit dem kognitive Therapieelemente durchgeführt

³ Merkwürdigerweise wurde die Darstellung der Studie von den Autoren nicht beachtet (Kotkin et al., 1996).

⁴ Hans H. Strupp, ein Frankfurter Kind, konnte mit seinen Eltern rechtzeitig der Nazi-Verfolgung in die USA entkommen; als einer der bedeutsamen Initiatoren der Psychotherapieforschung, dessen Arbeiten auch im deutschen Sprachraum sehr beachtet wurden, erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universität Ulm.

wurden ($r = 0.20$), legen erneut nahe, „that what is relevant about experience may be general clinical contact rather than the development of specific proficiencies“ (Beutler et al., 2003, S. 240).

Als Fazit lässt sich wohl sagen, dass therapeutische Erfahrung sich durchsetzt (Blatt et al., 1996)!! Oder anders gewendet: Allgemeines Therapiewissen ist wichtiger als Expertise in einem Verfahren (Hupert et al., 2001). Meta-analytisch gesprochen haben wir wenig Evidenz, dass Training in manualisierter Therapie zu besseren Ergebnissen führt (Bein et al., 2000; Shaddish et al., 2000). Am überzeugendsten finde ich die Formulierung: „Those who know least, are able to benefit from manualized treatment most“ (Beutler et al., 2003, S. 246). Dies spricht für den Gebrauch von sog. Manualen für den Anfänger und widerspricht der Notwendigkeit, den klinisch Erfahrenen eng an die Leine eines Manuals zu binden. Wer wollte dem widersprechen!!

Dies belegt eine umfangreiche Meta-Analyse von 90 Studien von Shaddish et al. (2000); sie zeigte, dass naturalistisch angewandte Psychotherapien den manualisierten Behandlungen ebenbürtig waren: „Sowohl in klinisch repräsentativen und nicht repräsentativen Stichproben von Patienten erzeugten die beiden Formen von Behandlung gleichartige Raten der Verbesserung, die auch mit der Dauer von Behandlung ansteigen“ (Beutler et al., 2003, S. 246).

Welche Schlussfolgerungen können wir aus den erwähnten Studien ziehen? Emotionale und technische Flexibilität des Psychotherapeuten, die Fähigkeit, Bedürfnisse und Wünsche so aufzugreifen, dass der Patient Realisierung und Verzicht in ein ausgewogenes Verhältnis bringen kann, dürfte ein Merkmal der kreativen Therapeutin sein. Für die Ausbildung stellt sich die Frage, wie dies durch intensive Schulung erworben werden kann. Gerade unter Ausbildungsaspekten sollte folgende aus der Therapieforschung belegbare Botschaft aufgegriffen werden: Nicht die statischen Elemente, die Eigenarten, die ein Psychotherapeut qua Person in die therapeutische Situation einbringt, sind ausschlaggebend, sondern seine dynamische Fähigkeit, sich jeweils auf einen anderen Menschen und dessen Defiziten und Ressourcen einzustellen. Dies entscheidet mehr alles andere über Erfolg und Misserfolg. Zum Schluss weise ich auf ein markantes Ergebnis aus einem internationalen Forschungsverbund hin. Das „Collaborative Research Network“ (CRN), das David Orlinsky im Rahmen der Society for Psychotherapy Research vor einer Reihe von Jahren etabliert hat, kann nun klinisch hochrelevante Ergebnisse vorlegen (Orlinsky und Rønnestad, 2005). Basierend auf einer aufwendigen Auswertung eines 20-seitigen Selbst-Aussage-Fragebogens (Core Common Questionnaire) einer großen Stichprobe von Psychotherapeuten (N = 3991) jedweder Provenienz aus 23 Ländern konnte eine Typologie von Psychotherapeuten nach zwei Dimensionen herausgearbeitet werden:

Typologie von Therapeuten Collaborative Research Network CRN (Orlinsky und Rønnestad, 2005) N = 3991	
<i>entspannt</i>	<i>kämpferisch</i>
<p>Hilfreiche Therapeuten</p> <p>N = 1831: 46%</p> <p>viel hilfreiche Beteiligung (much healing involment)</p> <p>wenig angestrenzte Beteiligung (little stressful involment)</p>	<p>Kämpferische Therapeuten</p> <p>N = 836: 21%</p> <p>viel hilfreiche Beteiligung (much healing involment)</p> <p>sehr angestrenzte Beteiligung (more than a little stressful involment)</p>
<p>Unbeteiligte Therapeuten</p> <p>N = 800: 20%</p> <p>wenig hilfreiche Beteiligung (not much healing involment)</p> <p>wenig angestrenzte Beteiligung (little stressful involment)</p>	<p>Gestresste Therapeuten</p> <p>N = 524: 13%</p> <p>wenig hilfreiche Beteiligung (not much healing involment)</p> <p>sehr angestrenzte Beteiligung (more than a little stressful involment)</p>
gut	
schlecht	

Glücklicherweise erleben sich viele Therapeuten als hilfreich und finden diese Tätigkeit befriedigend (46%); nicht wenige finden sich auch hilfreich, aber fühlen sich dabei angestrengt (21%). Fast die gleiche Zahl findet sich nicht besonders hilfreich, aber es scheint ihren Seelenfrieden nicht zu stören (20%); eine kleine Zahl Therapeuten (13%) ist wenig hilfreich, doch sehr gestresst – ihnen sollten wir vermehrt unsere Aufmerksamkeit widmen.

Literatur

- Beck D (1988): Counselor characteristics: How they affect outcome. Milwaukee, WI: Family Service of America
- Bein A, Anderson T, Strupp HH, Henry W, Schacht T, Binder J, Butler S (2000): The effects of training in time-limited dynamic psychotherapy: Changes in therapeutic outcome. *Psychother Res* 10:119-132
- Betz B (1962): Experiences in research in psychotherapy with schizophrenic patients. In: Strupp HH, Luborsky L (eds.): *Research in psychotherapy*. Washington DC: American Psychological Association
- Beutler L (1997): The psychotherapist as a neglected variable in psychotherapy: An illustration by reference to the role of therapist experience and training. *Clinical Psychology: Science and Practice* 4:44-52
- Beutler LE, Crago M, Arizmendi TG (1986): Therapist variables in psychotherapy process and outcome. In: Garfield SL, Bergin AE (eds.): *Handbook of psychotherapy and behavior change*. New York: John Wiley und Sons, pp. 257-310
- Beutler LE, Machado PP, Allstetter Neufeldt S (1994): Therapist variables. In: Bergin AE, Garfield SL (eds.): *Handbook of psychotherapy and behavior change*. John Wiley und Sons, New York, pp. 229-269
- Beutler L, Malik M, Alimohamed S, Harwood TM, Talebi H, Noble S, Wong E (2003): Therapist Variables. In: Lambert MJ (ed.): *Bergin and Garfield's Handbook of Psychotherapy and Behavior Change*. New York: John Wiley, pp. 227-306
- Blatt DS, Sanislow C, Zuroff D, Pilkonis P (1996): Characteristics of effective therapists: Further analyses of data from the National Institute of Mental Health Treatment of Depression Collaborative Research Program. *J Con Clin Psychol* 64:1276-1284
- Bowman D, Scogin F, Floyd MR, McKendree-Smith N (2001): Effect of therapist sex on outcome of psychotherapy: A meta-analysis. *Psychotherapy* 38:142-148
- Crits-Christoph P, Baranackie K, Kurcias JS, Beck AT, Carroll K, Perry K, Luborsky L, McLellan AT, Woody GE, Thomson L, Gallagher D, Zitrin C (1991): Meta-analysis of therapist effects in psychotherapy outcome studies. *Psychother Res* 1:81-91
- Emmelkamp P, Bouman T, Blaauw F (1994): Individualized versus standardized therapy: A comparative evaluation with obsessive-compulsive patients. *Clinical Psychology and Psychotherapy* 1:95-100
- Frank JD (1973): *Persuasion and healing*. Baltimore. Johns Hopkins University Press; dt. *Die Heiler: Wirkungsweisen psychotherapeutischer Beeinflussung; vom Schamanismus bis zu den modernen Therapien*. Stuttgart, Klett-Cotta, 1981
- Hartmann S, Zepf S (2003): Effectiveness of Psychotherapy - A Replication of the Consumer-Reports-Study. *Psychother Res* 13:235-242
- Hupert J, Bufka L, Barlow D, Gormann J, Shear M, Woods S (2001): Therapists, therapist variables, and CBT outcome for panic disorders. *J Con Clin Psychol* 69:747-755
- Hutterer R (1996): Die Consumer Reports Studie: Längere Psychotherapien sind effektiver. *Psychother Forum – Suppl.* 4:2-6
- Kächele H (1992): Die Persönlichkeit des Psychotherapeuten und ihr Beitrag zum Behandlungsprozess. *Z Psychosom Med Psychoanal* 38:227-239
- Kächele H (2005): Psychotherapie - eine feine Braut. Vortrag an der Abteilung Psychiatrie II des Universitätsklinikums Ulm, BHK Günzburg
- Kantrowitz J, Katz AL, Greenman D, Morris H, Paolito F, Sashin J, Solomon L (1989): The patient-analyst "match" and the outcome of psychoanalysis: The study of 13 cases. *Research in progress. J Am Psychoanal Ass* 37:893-920
- Kotkin M, Daviet C, Gurin J (1996): The Consumer Reports Mental Health Survey. *Am Psychol* 51:1080-1082
- Krasner L (1962): The therapist as a social reinforcement machine. In: Strupp HH, Luborsky L (1962): *Research in psychotherapy*. Washington DC: American Psychological Association
- Lambert MJ (ed.) (2003): *Bergin and Garfield's handbook of psychotherapy and behavior change*. New York, Chichester Brisbane: John Wiley
- Luborsky L, McLellan AT, Woody GB, O'Brien CP, Auerbach A (1985): Therapists' success and its determinants. *Arch Gen Psychiatry* 42:602-611
- Luborsky L, McLellan AT, Digeur L, Woody G, Seligman D (1997): The psychotherapist matters: Comparison of outcomes across twenty-two therapists and seven patient samples. *Clinical Psychology: Science and Practice* 4:53-63
- Nisbett RE, Wilson T (1977): Telling more than we can know: Verbal reports on mental processes. *Psychol Rev* 84:231-259
- Ogrodniczuk J (2006): Men, women, and their outcome in psychotherapy. *Psychother Res* 16:453-462
- Orlinsky DE, Rønnestad MH (eds.) (2005): *The Psychotherapists' Perspective: Experiences of Work, Development, and Personal Life*. New York: American Psychological Association
- Schulte D, Kunzel R, Pepping G, Schulte-Bahrenberg T (1992): Tailor-made versus standardized therapy of phobic patients. *Advanc Behav Res Ther* 14:67-92
- Seligman MEP (1995): The effectiveness of psychotherapy. *Am Psychol* 50:965-974
- Shaddish W, Matt G, AM N, Phillips G (2000): The effects of psychological therapies under clinical representative conditions: A meta-analysis. *Psychol Bull* 126:512-529
- Smith ML, Glass GV, Miller TI (1980): *The benefits of psychotherapy*. Baltimore: Johns Hopkins University Press
- Strupp HH, Binder J (1992): *Kurzpsychotherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Wittgenstein L (1960): *Philosophische Untersuchungen, Schrift 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Prof. Dr. H. Kächele

Universitätsklinik Psychosomatische Medizin
und Psychotherapie
Universitätsklinikum Ulm
Am Hochsträß 8
D- 89081 Ulm
E-Mail: horst.kaechele@uni-ulm.de
<http://www.la-vie-vecu.de>